



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Theodor Storm.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Theodor Storm.

Von Adolf Stern.

Wer in reicher ausgestatteten Bildersälen größere Gruppen von Gemälden Jacob Ruysdaels beisammen gesehen, der hat auch sicher den Zauber gewisser Schöpfungen empfunden, welche räumlich zu den kleinsten, stofflich zu den einfachsten, in der Ausführung hingegen zu den vollendetsten und uns im Tiefsten ergreifenden Bildern des holländischen Landschaftsdichters gehören. Sie sind schwer zu charakterisiren und nicht leicht von einander zu unterscheiden, sie stellen meist nur ein Stück Feld oder Wiese, ein stilles Wasser zwischen wenigen Bäumen, ein einsames Haus, ein altes Gemäuer hinter Buschwerk, einen Weg längs einer hügelähnlichen Bodenanschwellung dar. In ihrem Licht, im Zug und Spiel der Wolken über diesen stillen Auen und Wassern, in einem unsagbaren Duft und Hauch, der in solcher Stärke und Eigenart oft den größeren Bildern Ruysdaels nicht eigen ist, liegt die Wirkung. Vermeintlich tausendmal gesehenen Dingen gewinnt der Maler einen poetischen Reiz ab, der uns gewiß macht, daß wir die Dinge eben doch nicht gesehen haben. Und in all dieser Poesie fehlt ein Moment schlichtester Wahrhaftigkeit und eindringlicher Wirklichkeit nicht. Die Bilder stellen Einzelheiten einer Landschaft dar, von denen man meinen sollte, daß sie nicht in der Seele haften könnten — und siehe, sie kehren unablässig wieder und treten in unsere wachen Träume.

Ein Dichter, der ähnliche Wirkungen hervorbrächte, der uns aus der Eigenart eines von der Poesie wenig beachteten, als hart, herb und nüchtern verrufenen Lebens eine Fülle niegeahnter Schönheiten erschlösse, müßte er nicht unwillkürlich an den Meister von Harlem und seine tiefsten Wirkungen gemahnen? Freilich liegen die Tage weit hinter uns, in denen unsere literaturbesessenen Alvordern in den „Discursen der Maler“ Aufschluß für Grundfragen der Poesie suchten. Die Vergleiche der Erscheinungen der einen Kunst mit Erscheinungen der anderen sind mit Recht in einen gewissen Verruf gekommen. Zudem pflegen alle diese Vergleiche entschieden zu hinken: Wer im Begriff steht bei Theodor Storms wunderbar schlichten und doch innerlich reichen Lebensbildern an Ruysdael zu mahnen, der muß sich im gleichen Augenblicke erinnern, daß der neue deutsche Dichter seine kleine Welt zumeist „im Sonnenschein“ darzustellen liebt, und der alte holländische Meister ein melancholisches Düstern, schwer herabhängende Wolken vorzog. Und doch kehrt der hinkende Vergleich wieder und wieder. So oft der innerlich theilnehmende Leser sich die besten Erzählungen Storms wieder auf-

frischt und zu ihrem Genuß zurückkehrt, so oft mag er sich auch an die oben erwähnten kleinen, einfachen aber tief stimmungsvollen und künstlerisch vollendeten Bilder erinnern fühlen, die ihn zu Zeiten mit ihrem geheimen Reiz erfaßt haben. Die warme Belebung des Verborgenen, Weitabliegenden und Unscheinbaren wird, wo sie gelingt (was viel seltener der Fall ist, als gewisse Aesthetiker glauben), in aller Kunst einen verwandten und einen gleich tiefgehenden Eindruck hervorrufen. Und zuletzt ist eine Vergleichung mit Ruysdael ein Compliment, das kein noch so vorzüglicher Dichter zurückzuweisen braucht und das kurz und prägnant ausdrücken soll, welche nachhaltigen, vom platten Sinn nicht geahnten Wirkungen Tausende von Lesern den Dichtungen Theodor Storms verdanken. Denn der schleswigische Lyriker und Novellist ist, obschon er „es nicht nöthig hätte“ und wahrlich auf nichts weniger ausgegangen ist als auf Sensation, eine der seltenen schöpferischen Naturen, die zu gleicher Zeit nur sich und ihrem poetischen Drange genügen und doch beliebte, ja in gewissem Sinne Modeschriftsteller geworden sind.

Für die gerechte Beurtheilung eines Dichters der Gegenwart ist von diesem Umstande so ziemlich abzusehen. Wir gehören weder zu den Pessimisten, die von vornherein annehmen, daß nur das innerlich Werthlose und völlig Hohle die Theilnahme des heutigen Publikums gewinnen könne, noch zu jenen Optimisten, die des Glaubens leben, daß das deutsche Volk allem wirklich Vorzüglichen von vornherein die wärmste Theilnahme entgegenbringe. Wir wissen, daß Gottfried Keller's Brauchbuch „Die Leute von Selbwyla“ ein Vierteljahrhundert oder wenigstens zwanzig Jahre gebraucht hat, um über einen engsten Kreislieser hinauszubringen, wir vergessen jedoch andererseits die Thatsache nicht, daß Scheffels „Ekkehard“ und Storms Novellen sich rasch Tausende von Lesern eroberten. Die geheimsten Gründe des Erfolgs oder Nichterfolgs literarischer Productionen, die oft tief liegend und wunderbar complicirt sind, sind in den seltensten Fällen ganz klar aufzuhellen, wir dürfen in unserem Falle darauf Verzicht leisten. Gewiß ist, daß es nicht seine tiefsten und eigenartigsten Vorzüge sind, welche einem Poeten und Erzähler zunächst seine Popularität verschaffen. Ließe sich scheiden, was die Leser an den Darbietungen eines Dichters zuerst anzieht und woran sie sich allmählich gewöhnen, was ihnen unbewußt lieb wird, so möchte sich zeigen, daß die Schwächen, die conventionellen Elemente früher Erfolg haben, als die stärksten und besten Seiten. Schließlich wirkt doch die ganze volle Erscheinung eines Dichters; das Wählen und Kosten aus seinen Gestalten und Situationen muß einem ehrlichen und lebendigen Mitempfinden und einem Verständniß für den eigentlichen Kern der poetischen Natur, einer allmählichen Vertrautheit mit der Welt weichen, die der Poet vorzugsweise und mit Glück schildert.

Es ist eine Welt, welche, nur nach ihren charakteristischen Neußerlichkeiten beurtheilt, zum erstenmal in der deutschen Poesie auftaucht und was den landschaftlichen Hintergrund, den Einfluß der Landschaft auf Sitte, Denkweise und Stimmung der Menschen anlangt, beinahe gleichzeitig in Klaus Groths Dnickborngebichten und Theodor Storms Erzählungen und kleinen Lebensbildern die Aufmerksamkeit und Theilnahme des deutschen Volkes auf sich zog.

Es war die Zeit, in welcher durch die unseligsten und schimpflichsten Vorgänge in der deutschen Geschichte der fünfziger Jahre die nordalbingischen Lande Deutschland für immer verloren zu gehen schienen, die Zeit, in welcher ein so tief mit der Heimat verwachsener Dichter wie Theodor Storm Schleswig und der „graunen Stadt am Meer“ (Husum) wehmüthig entschlossen den Rücken kehren mußte, um seinen innersten Idealen treu bleiben zu können. Eben in dieser Zeit gelang es zwei schleswig-holsteinischen Dichtern Leben und Eigenart ihres Landes und Stammes dem deutschen Volke näher zu bringen. Wo der Name Theodor Storms genannt wird, taucht zu seinen Gestalten auch der eigenthümliche Hintergrund empor, von dem sich diese Gestalten fast ausnahmslos abheben. Das Marschland mit seinem Erntesegen, die waldigen Buchten an der Ostsee, die begrasten Deiche und die Watten am graunen Strand der Westsee, vor dem im Nebel die Halliginseln liegen, die Haide im Sonnenschein mit ihren rothen Blüten und surrenden Bienen, die einsamen Bauernhöfe weit im Lande, die stillen Städte und Städtchen am Meer, ihre Patricierhäuser, ihre kleinen Gärten mit alten Obstbäumen, die wunderbar verborgenen Plätzchen, die sich die Jugend zum Spiel erkauft, Alles steht uns vor Augen und bildet die natürliche Bühne für die Menschenchickale und die Charaktere, welche Theodor Storm darzustellen hat. In einigen wenigen Erzählungen wechselt er die Scene, und wir haben den Hintergrund des Eichsfeldes, einer Landschaft, in der der Dichter einige Zeit gelebt hat, die ihm aber nicht ans Herz gewachsen ist, wie die schleswigische Heimat. Nur wo die Abendsonne die Haide vergoldet, nur wo der Meerhauch in die Gassen der Stadt und bis in die Häuser hereinweht, gelingen ihm die Menschengestalten ganz, die äußerlich so gehalten und gemessen erscheinen und innerlich ein so warmes Leben, so viel Blut und Gluth haben.

Theodor Storms erzählende Dichtungen, nach denen das Publikum der Gegenwart zumest zu fragen pflegt, ruhen auf dem Untergrunde einer tiefen und echten Lyrik. Dene Kritik, die aus einzelnen Ausnahmen Regeln und Sätze zu münzen pflegt, möchte uns überreden, weil thatsächlich bei einigen hervorragenden Dichtern das lyrische Talent nicht zur besonderen, künstlerisch durchbildeten Aussprache gelangt ist, sei es überhaupt das Kennzeichen des gestaltenden und eigentlich schaffenden Dichters, der Lyrik zu entbehren, oder, wie eine andere Lesart lautet, sich ihres jugendlichen Stammelns männlich zu enthalten. Uns

fließt umgekehrt ein Element echter Lyrik das Vertrauen ein, daß der Dichter die einfachsten und ursprünglichsten Grundlagen poetischer Natur nicht entbehrt. Namentlich wenn diese Lyrik auch vom leisesten Zug zur äußerlichen Wiederholung, zur formellen Virtuosität oder eitlen Selbstbespiegelung frei ist, wenn sie warmer und schlichter Ausdruck eines tüchtigen Lebens in edelster Form ist. Die „Gedichte“ Storms spiegeln eine Persönlichkeit, ein Leben und eine Lebensanschauung, welche von Haus aus Sympathien erwecken, sie concentriren den Inhalt eines bedeutenden Daseins in eigenthümlichen und form-schönen Weisen, sie treffen für Grundstimmungen den Ton des Volksliedes und für subjective Erlebnisse den Ausdruck, der Anderer Herzen ergreift, sie sind im Grundcharakter tiefernst und dabei doch von einem sanften Reiz und Hauch durchdrungen, gelegentlich auch vom köstlichsten Humor. Die eigentlichen Lieder, in denen die persönliche Empfindung sich in ein Allgemeingefühl wandelt, „Octoberlied“, „Die Nachtigall“, „Weiße Rosen“, „Wohl fühl ich wie das Leben rinnt“, „Mondlicht“, „Trost“ und eine Reihe anderer verdienten gewiß, mit den besten Tönen umkleidet, Allgemeingut zu werden. Charakteristischer aber und tiefer wirkend erscheinen uns jene Gedichte, welche, ohne aus dem Rahmen der Lyrik herauszutreten, tief eigenartige Lebensbilder enthalten, Erinnerungen und Nachklänge unvergeßlicher Stunden, deren jedes tüchtige und innerliche Leben wenigstens einige aufzuweisen hat. Die Dichtungen aus einem reichen Liebesleben, unter denen so einzig schöne wie „Die Stunde schlug und Deine Hand“ „Du willst es nicht in Worten sagen“, „Wohl rief ich sanft Dich an mein Herz“ „Wer je gelebt in Liebesarmen“ sich finden, die Gedichte „Loose“, „Einer Todten“, „Eine Fremde“, „Die Kleine“, „Beginn des Endes“, von denen jedes den Blick in eine andere poetische und doch so wirkliche Welt eröffnet oder einem dauernden Lebensgefühl zum Ausdruck verhilft, senken sich tief in die Seele mitempfindender Leser. Storm liebt es nicht, seine Erlebnisse etwa wie Rückert poetisch zu variiren, ihm genügt es, wenn er einmal oder ein paarmal für Empfindungen, die Jahre hindurch leben und ihn voll und warm durchdringen, eine lyrische Zusammenfassung, einen eigenthümlichen Klang findet. Das Glück einer in sich befriedigten Ehe, wo wäre es schöner und ergreifender im Liede erfasst, als in den Gedichten „Zur Nacht“, „Die Kinder“, „Im Herbst“, „Trost“ („So komme, was da kommen mag“), in dem tief schönen „Gedenkst Du noch?“ — Die Trauer um ein geliebtes Weib, wo hätte sie ergreifendere Töne gefunden als in den „Tiefe Schatten“ überschriebenen Blättern? Und dicht neben diesen Hausliedern, aus gleicher Fülle und Wärme des Herzens, stehen Storms wenige aber vollendete politische Gedichte, der geliebten schleswig-holsteinischen Heimat gewidmet. „Dstern“, „Im Herbst 1850“, „Gräber an der Küste“, „Abschied“ (von 1853) sind Dichtungen so ganz individuell und unmittelbar und doch so

mächtig und verständlich, daß ein ganzes Stück deutscher Geschichte in ihnen dauernd fortlebt:

Ich aber kann des Landes nicht, des eigenen
In Schmerz verstummte Klagen mißverstehn;
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief sie jetzt im Unkraut auch vergehn. —

Wir scheiden jetzt, bis dieser Zeit Beschwerde
Ein andrer Tag, ein besserer, gesüht;
Denn Raum ist auf der heimatischen Erde
Für Fremde nur und, was dem Fremden dient.

Doch ist's das flehendste von den Gebeten,
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem theuren Boden stand,
Hör' mich! — denn Alles Andere ist Lüge! —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!

Angesichts dieser poetisch festgehaltenen tragischen Erinnerungen wirkt die Thatsache, daß dem Dichter die Heimkehr in die einst verlassene Heimat gegönnt worden ist, daß er „den Tag, wo diese deutsche Erde im Ring des großen Reiches liegt“, geschaut hat und seit manchem Jahre wieder auf seinem ursprünglichen Boden Leben sieht und Leben schafft, versöhnend und erhebend, wenn sie auch keineswegs vergessen machen soll, was ihm einst auferlegt worden. Liegt doch einer von Storms tiefsten Vorzügen darin, daß er in seinen spätern Schöpfungen wohl ernst und mannigfach resignirt, aber niemals bitter oder mit jenem würdelosen Pessimismus erscheint, der jetzt zu einer literarischen Renommage und beliebten Reclame geworden ist. Aber verständlich ist's, daß der Dichter das Land seiner Jugend in der Dichtung damals am wenigsten missen mochte, wo er schmerzlich von demselben getrennt war und nicht mehr missen konnte, als er endlich auf seinen Boden zurückkehrte. Blieb doch dies Land der echte Hintergrund zu seinen Gebilden und Gestalten, obschon natürlich beinahe jede specifisch norddeutsche Landschaft ähnliche Menschen und Schicksale aufweisen wird, sobald sie den Dichter findet, der sich ihrer bemächtigt.

Den Uebergang von Storms lyrischen Gedichten zu seinen Novellen im strengeren Sinne bilden einige wenige erzählende Dichtungen, einige Profamärchen

und jene kleinen Lebensbilder in Prosa, die man kaum Novellen nennen mag, weil sie keine eigentliche Handlung aufweisen und nur eine Stimmung, wie sie auch über dem Alltagsleben liegen kann, mit feinsten Detaillirung festhalten. In seinen Gedichten schlägt Storm nur selten den erzählenden und den Balladenton an, dann aber, wie in „Geschwisterblut“, in dem lieblich anmuthigen Märchen „In Bulemanns Hause“, so echt und ergreifend wie nur irgend ein Poet. Die Märchen in Prosa athmen vor allem jenes wunderbare Naturgefühl, welches dem Dichter zu eigen ist und von welchem „Die Regentrude“ vor allem Zeugniß ablegt. Von den übrigen Märchen „Der Spiegel des Cyprianus“, „Bulemanns Haus“ (das größere Märchen in Prosa), „Heinzelmeier“, „Der kleine Häwelmann“ leiden einige an der allzudetaillirten Ausführung namentlich im Dialog, die mit Andersens Märchen eingedrungen ist und den knapp erzählenden Ton des echten Märchens zerstört, welchen Storm gleichwohl z. B. im ersten Theile der nachdenklichen Geschichte von Heinzelmeier wohl zu treffen versteht. Schon in den Lebensbildern, in denen die volle und eindringliche Wiedergabe der Menschencharaktere gegen die Schilderung und jene Stimmung zurücktritt, die aus der poetischen Beschreibung erwachsen kann, verräth sich in kleinen, zum Theil unendlich feinen Zügen, daß unser Dichter über das höchste poetische Vermögen, das der echten und ganzen Menschendarstellung, wenn auch im beschränkten Umfange verfügt. Ohne daß er es will und in dem bezeichneten kleinen Rahmen überhaupt wollen kann, birgt sich hinter den Gesichtern, die, mit flüchtigen Strichen gezeichnet, aus den Miniaturen und Arabesken heraussehen, ein gutes Stück Leben. Hierher gehören z. B. die Bilder „Im Saal“, „Im Sonnenschein“, „Posthuma“, „Martha und ihre Uhr“, welche bei flüchtig Hinsiehenden wohl gar das Vorurtheil erweckt haben, daß ihr Zeichner über das stimmunggebende Blatt- und Rankenwerk zu festen Zügen und Gestalten nicht gelangen könne oder an jene manieristische und doch originelle Auffassung des Daseins gebunden sei, welche gewissen Rococoarbeiten eigenthümlich ist.

Und doch bedarf es wahrlich nur einer kurzen liebevollen Beschäftigung mit dem Dichter und noch nicht einmal jenes Eingehens, welches uns den Reichtum und vollen Werth einer poetischen Welt zum unverlierbaren Bewußtsein bringt, um bald zu erkennen, daß Storms Hauptstärke in der Charakteristik, in der Wiedergabe ganzer Reihen von höchst eigenthümlichen, selbständigen Persönlichkeiten liegt mit einem gemeinsamen Zug oder besser mit einer gemeinsamen Grundlage. Gegen die Kunst des Fabulirens, das heißt der Erfindung und Verknüpfung einer Erzählung, läßt sich bei einzelnen seiner Novellen viel erinnern; seine Gewohnheit, die Entwicklung eines Charakters und Schicksals in einer Handlung mit weiten, gleichsam leeren Zwischenräumen darzustellen (eine Gewohnheit, welche übrigens eine tiefere, noch zu erörternde Ursache hat),

ist dem Fluß des Vortrags und einer einheitlichen Wirkung nicht überall günstig. Seinen Hauptzweck freilich, die Hauptmomente seiner Novellen zu vollem Leben zu bringen und einen tiefgehenden Eindruck damit hervorzurufen, erreicht Storm fast immer. Und neben den in der bezeichneten Weise in einzelne Bilder aufgelösten Erzählungen giebt es bei ihm andere, welche sich an festem Zusammenfluß und Gang, an äußerer wie innerer künstlerischer Einheit und Rundung mit den Meisterstücken messen können, deren gerade auf diesem Gebiet die neuere deutsche Dichtung einige aufzuweisen hat. Das aber bleibt doch feststehend, daß er das Hauptgewicht auf die Charakteristik und auf jene Schicksalsmomente legt, die aus den Charakteren naturgemäß und naturnothwendig hervorgehen, sich selten zu jenen bunten Abenteuern versteigt, an denen seine Menschen mit ihrem tiefen und zähen Heimgefühl, ihrer individuellen Besonderheit nur zufälligen Antheil haben könnten.

Mit wenigen Ausnahmen gehören diese Menschen der Heimat des Dichters an, sie sind specifisch norddeutsch. Der Blick Storms reicht von den untersten Volksclassen, deren Tüchtigkeit und eigenste Tugenden er mit prächtigen Zügen zu schildern weiß, bis in die Kreise der freiesten und tiefsten Bildung. Indes sind es die bürgerliche Schichten, welche durch mäßigen Wohlstand und den traditionellen Wunsch, ihren Kindern ein ähnliches oder besseres Schicksal zu sichern, sich auszeichnen, in denen seine Novellen zumeist spielen, aus denen er seine reichsten und originellsten Charaktere gewinnt. Alle diese Menschen wurzeln in stärkster Weise im Boden der Familie, des Hauses im engeren Sinne, bei allen spielen die Kindheits Erinnerungen, die frühesten Umgebungen eine stärkere Rolle, als es bei Gleichgestellten und Gleichgesinnten aus anderen Landschaften der Fall sein würde. Bei ihnen Allen ist ein conservatives Element vorwaltend, welches sich in ihrem Thun und Lassen, in Anschauungen und Gewohnheiten wieder und wieder geltend macht. Männer und Frauen erscheinen in der eigenthümlichen Gebundenheit einer minder strengen als spröden Sitte, im Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber einer herrschenden Lebensanschauung, welche zwar die freie Selbstbestimmung, eine edle Leidenschaft oder wärmere Neigung nicht ausschließt, aber nur unter besonderen Bedingungen anerkennt und in ihre Welt aufnimmt, wachsam, besorglich und zurückhaltend. Sie sind von der Meinung ihrer Umgebungen bis auf einen gewissen Punkt stärker abhängig als die lässigeren und gleichgiltigeren Kinder anderer Stämme. Sie erwecken in vielen Momenten und Situationen den Eindruck, als würden sie nicht von ihren inneren Antrieben, sondern von gewissen traditionellen Gewohnungen bestimmt. Dies tritt namentlich dann am stärksten hervor, wenn Storm die unmittelbare Belebung des scharf Beobachteten einmal mißlingt, wenn sich, wie beispielsweise in der Novelle „Angelica“, die unmittelbare Vorführung eines

Charakters und Erlebnisses in eine psychologische Studie verwandelt, die, so fein sie immer fein mag, doch ein Gefühl der Unbefriedigung hinterläßt. Da empfindet man wie viel Halbheit und Unwahrheit, wie viel Bitterkeit und Kümmerlichkeit sich hinter den gehaltenen, gebundenen, gewohnheitsmäßigen Lebensformen, der steten Rücksicht auf Umgebung und Ueberlieferung verbergen mag. Zu Zeiten meint man selbst den Einfluß der leblosen Dinge, zwischen denen sie aufgewachsen sind, an Storms Charakteren zu verspüren; die Dielen, die Böden und Stuben in den alten Familienhäusern, die Thüren mit den schweren, blanken, messingenen Klinken, der dunkle Hausrath und die halb verblaßten Bilder aus Großvater- und Urgroßväterzeit, im Haus des Armen irgend ein kostbareres Erbstück, alles gewinnt in dieser Welt leicht eine tiefergehende Bedeutung. Ein romanischer Kritiker könnte, weil das norddeutsche Gemüth in der That tief und zäh auch an den äußeren Dingen haftet, die von der Erinnerung geheiligt sind, seinen Volksgenossen gelegentlich die Meinung aufstischen, daß die festlich heiteren Zimmer, in denen der Theekessel „wie es sein muß, auf durchgeglühten Torfkohlen“ summt, die Hauptsache dieser Novellen seien, wie die Decorationen bei einem neuesten Ausstattungsstück.

Doch so wunderbar und scheinbar unlöslich mit dem Boden ihrer Ueberlieferung und Gewohnheit die Charaktere verwachsen sind, welche Storm darzustellen liebt, alle diese Menschen sind andererseits starke, bis zum Troß selbständige, ihres eigensten und innersten Lebensrechtes vollbewußte Individualitäten. In diesen nüchternen, verständig prüfenden und wägenden, in hergebrachter Ordnung hinlebenden Naturen waltet geheim eine starke Phantastie, eine entschlossene Sehnsucht sich ein Stück Leben nach ihres Herzens Wunsch zu gewinnen. Sie alle sind bereit, unter Umständen in den schroffsten Conflict, ja in das unveröhnbarste Zerwürfniß mit allen Gewohnheiten zu treten, sobald sie sich im Innersten ergriffen fühlen. Sie haben wenig Neigung sich in den Dingen des täglichen Lebens ihrer Einbildungskraft zu überlassen oder ihre Wünsche über das Herkömmliche hinauszutreiben. Aber irgend einmal in entscheidenden Momenten kommt es über sie, werden sie der Gluth und zugleich der Kraft ihres Herzens inne, einmal müssen sie dem Zuge ihrer Empfindung folgen, der ihnen sagt, daß sie frei sind und sich in der Hauptsache das Leben selbst zu schaffen haben. Eben unter diesen Menschen hat die starke und tiefe Liebesleidenschaft, hat die Treue einer nach außen unscheinbaren Neigung Raum — wir stehen auf den Küstenboden, dem in alterstgrauen Tagen das Lied von Gudrun entstammt ist. Unter der Arbeit und dem Behagen des Alltags birgt sich da und dort, und viel häufiger als der äußerliche Betrachter ahnt, ein brennender Durst nach Schönheit, nach einem tieferen Glück, ein heiliger Zorn gegen die gemeine Klugheit, die keinen hohen Einsatz wagen mag. Die tragischen

Lebenswendungen und Situationen, in welche Storms Charaktere verstrickt werden, entspringen zumeist, beinahe ausschließlich, aus dieser Quelle. Und hier bietet sich denn freilich für einen Dichter von der Eigenart des unsrigen eine schier unerschöpfliche Fülle von Darstellungsmöglichkeiten. Der Gegensatz zwischen dem pflichtmäßigen Sein und dem ruhigen Comfort des Alltags und einer überwältigend starken leidenschaftlichen Empfindung, die im Innern seiner Menschen lebt und einmal schicksalbringend hervorbricht, geht in immer neuen und immer gleich wirksamen Gestalten durch eine große Reihe Stormscher Novellen hindurch. In eine Anzahl seiner Meisterstücke, in denen der Dichter am besten, geschlossensten und fortreisendsten erzählt, behandeln diesen Gegensatz bewußt in seiner segnenden oder vernichtenden Wirkung. Da treffen wir denn auf so eigenthümliche Gebilde wie die Novelle „Späte Rosen“, in denen der Gegensatz der äußerlich gebundenen zur innerlich gelösten Welt in beinahe beängstigender Weise in die Geschichte einer und derselben Ehe hineingetragen ist — der Held, ein Kaufherr, lebt jahrelang mit und neben einer schönen und edlen Frau und erkennt erst als es beinahe zu spät ist, welche ein tieferes, wärmeres, seligeres Glück er an ihrem Herzen und in ihren Armen zu finden vermochte. Hierher gehören die Novellen „Von Jenfeit des Meeres“ mit der Prachtgestalt der warmherzigen heimatlosen Jenni, hierher „Pole Poppenspüler“, welche die glücklichsten Wirkungen einer ergriffenen Phantasie und einer aus dieser erwachsenden Lebensentscheidung vergegenwärtigt, hierher „In St. Jürgen“ und die Novelle „Psyche“. Hierher aber auch tragische Erzählungen wie die „Walzwinkel“ überschriebene, in ihrer Wiedergabe eines zu späten Glückverlangens und eines demselben entstammenden verhängnißvollen Wagnisses von höchster psychologischer Kraft, von sinnlicher Fülle und leuchtender Schönheit, ferner „Viola Tricolor“ und jene beiden Novellen, welche die unseligen Nachwirkungen der erweckten und unbefriedigt bleibenden Sehnsucht nach einem anderen Leben darstellen, „Auf der Universität“ und „Carsten Curator“. Hier ist überall eine Fülle unmittelbarer, eigenthümlicher Details, aus denen die Hauptgestalt, auf die es dem Dichter ankommt, frei, sicher und deutlich heraustritt. Auch in den minder hochstehenden Novellen unseres Dichters finden sich überall Belege zum Obengesagten, und während seiner Zeit Johann Heinrich Voß vor allem die bürgerliche Tüchtigkeit, die Wohlmeinung und das genießende Lebensbehagen dieser norddeutschen Welt getreulich dargestellt, lenkt Theodor Storm (ohne daß ihm die Neigung zur Idylle fremd wäre) unseren Blick tiefer und bringt die ganze Mannigfaltigkeit sie bewegender und durchdringender Gefühle und Leidenschaften zu Tage.

Wer die Summe von Charakteren und Gestalten, von Lebensschicksalen und Lebensstimmungen überschaut die von Storm poetisch dargestellt und verklärt

worden sind, wird den Reichthum des Dichters anerkennen, ohne darum der Meinung zu sein, daß er sich über die ihm eigenthümliche Weise der Erzählung hätte erheben sollen. Das Beharren bei dieser Weise scheint aus einer so seltenen als sicheren Selbstschätzung hervorgegangen. Nehmen wir an, daß Storm den Versuch gemacht hätte, ein umfassenderes größeres Stück norddeutschen Lebens in einem Roman darzustellen, so würde er es unmöglich gefunden haben, den düsteren, herben, unschönen und annuthlosen Seiten eben dieses Lebens so auszuweichen, wie es jetzt der Fall ist. Kaum ein und das andere Mal ragen die harten Ecken der Brutalität, des Besitz- und Geldhochmuths, des hohlen Vorurtheils in seine poetische Welt herein, kaum in einer oder der anderen kleinen Schöpfung (wie in der Novelle „Im Schloß“) erscheinen sie bestimmend. Alles, was Storm darstellt, dünkt uns so wahr als warm und liebenswürdig; mit dem Anspruch aber, die Totalität des Lebens zu sein, von dem diese Erzählungen Theile und die herzugewinnendsten Züge wiedergeben, würde die Wahrheit hinfällig. Gehen doch, nach unserer Empfindung, selbst gewisse Sprünge der Handlung in der kleineren Form, in der unser Dichter Meister ist, wesentlich aus der Scheu hervor, die zwischen den poetischen Episoden liegenden Intervalle erfreulicher wie unerfreulicher Alltäglichkeit in seine Darstellung einzubeziehen. Soweit hat uns ja der unbedingte Realismus noch nicht getrieben, daß wir einem Poeten, der wirkliches Leben hat und im schlichsten Leben das Gold der Poesie leuchten sieht, seine Freude an der Annuth und Schönheit verargen möchten. Auch auf die Gefahr hin, daß diese Freude da und dort (glücklicherweise selten), ein wenig pretiös und fast manieristisch werde. Ferner aber unterliegt es keinem Zweifel, daß das in Storm lebendige Formgefühl in der gedrängten, künstlerisch gleichmäßiger durchzubildenden, von allem bloß referirenden und raisonnirenden Beiwerk freibleibenden Novelle sich besser genuthuen kann als in größeren Gebilden. Für unseren Dichter sind eine Reihe von Charakterzügen, von Lebensbeobachtungen wichtig, er setzt sie ins vollste Licht, die in größeren Gebilden verschwinden oder zurücktreten müssen. Wir dürfen annehmen, daß ein so feinsinniger, der künstlerischen Reflexion bei aller Unmittelbarkeit keineswegs unzugänglicher Dichter das Maß der Ausdehnung seiner Schöpferkraft und die günstigste Form für die Darlegung seiner Eigenthümlichkeit streng geprüft und das Rechte in der Hauptsache getroffen haben wird.

Wir verzichten schließlich darauf, die Fülle der poetischen Einzelheiten, der „vortrefflichen Sachen“ (wie ein englischer Kritiker sagen würde) aufzuzählen oder besonders hervorzuheben. Vergleichen will angeschaut, will genossen und aufgenommen sein, und alle Kritik kann zuletzt nur den einen Endzweck haben, zur Aufnahme und zum Genuß des Vortrefflichen einzuladen. Wenn es bei unseren gegenwärtigen literarischen Zuständen eine leidige Wahrheit ist, daß die sach-

lichste Kritik beinahe nichts mehr zur Abwehr des Ungeschmacks und der Barbarei zu thun vermag, so darf man doch vielleicht noch hoffen, daß die pietätvolle Würdigung der Natur und künstlerischen Entwicklung eines Poeten einige Augen auf ihn lenken wird. Denn auch das ist eine Wahrheit, daß ein Poet Mode sein und nach seinem eigensten Werthe dennoch zahlreichen seiner Leser unbekannt bleiben kann.

Masaccio und Masolino.

Eine kunstgeschichtliche Streitfrage.

Von Karl Woermann.

Zahlreicher vielleicht, als in den meisten anderen Wissenschaften, sind in der Kunstgeschichte die Streitfragen rein akademischer Natur, bei denen es sich zwar für den Forscher um hochwichtige Principien, ja um seine ganze Methode handeln kann, ohne daß man ihnen jedoch fürs Leben, für die Kunstanschauung oder die Kunstübung auch nur die geringste Wichtigkeit beilegen könnte. Nur glaube man nicht, daß alle kunstgeschichtlichen Streitfragen so rein akademischer Natur seien. Die Frage z. B., ob Dresden oder Darmstadt die echte Madonna Hans Holbeins besitzt, ist in mehr als in einer Beziehung von der tiefgreifendsten praktischen Bedeutung. Daß die Streitfrage, ob einige in verschiedenen Städten Italiens im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts gemalte Wandbilder von der Hand des großen, bahnbrechenden Neuerers, den die Kunstgeschichte unter den Namen Masaccio feiert, oder von dessen Lehrer Masolino herriühren, in irgend einer Hinsicht praktische Folgen haben könne, ist nun freilich durchaus nicht zu behaupten. Sie mag ruhig zu den akademischen Fragen, deren Lösung zunächst nur die Wissenschaft selbst interessirt, gerechnet, und sie muß daher auch in der ruhigsten und leidenschaftslosesten Weise erörtert werden. Aber sie gehört sicher zu denjenigen akademischen Streitfragen, denen die weitesten Kreise der Kunstfreunde ihre Theilnahme nicht versagen werden, weil sie sich auf einen Künstler bezieht, zu welchem Rafael und Michel Angelo als zu ihrem Meister emporgeschaut haben, und auf Gemälde, in denen der Welt die Sonne einer neuen Kunstauffassung aufgegangen ist.

Es sind drei Freskencyklen, die bei dieser Frage in Betracht kommen: Zunächst die Deckengemälde des Chors der Collegiatskirche zu Castiglione